

# Zeit und Heimat

16. August 1990 · Nr. 2  
33. Jahrgang

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur  
von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“  
Ausgabe Biberach an der Riß

## Ein Barockmaler auf dem Weg zum Erfolg Franz Joseph Spiegler im Kreis Biberach

Von Raimund Kolb, Weingarten

Die Gemeinde Dürmentingen präsentiert sich heute als historisch kaum auffällige, wirtschaftlich aufstrebende Ortschaft in einer alten Ackerbau-landschaft. Wer ahnt schon, daß sich hier ein später abgebrochenes Schloß befand; die truchsessische Residenz der sogenannten „Unteren Grafschaft“.

Wir begleiten einen jungen Maler, dessen älteste Schwester Regina in Stellung am Hofe steht, im Jahre 1726 auf seinem Weg zum Schloß und zum Erfolg. Dieser Franz Joseph Spiegler wurde 1691 in Wangen geboren, wohnte dann 25 Jahre in Riedlingen und wurde schließlich besonders durch seine Fresken in der Zwielfalter Klosterkirche berühmt.

Verständlich durch den langen Aufenthalt in Riedlingen, lassen sich im Kreis Biberach an 14 Orten Arbeiten Spieglers nachweisen – mehr, als in jedem anderen Kreis. Und zwar handelt es sich um die Kirchen von: Attenweiler, Altheim, Dürmentingen, Egelfingen, Erisdorf, Kanzach, Niederkirch, Ochsenhausen, Reinstetten, Riedlingen, Rißtissen, Schussenried, Unlingen und Untersulmtingen.

...Zwei Tage später war er unterwegs zum Schloß mit zwei schwungvollen Ölskizzen für die Kapelle von Grogental; zusammengerollt und gebunden trug er sie unter dem Arm. Bei aller Begeisterung für diese Malerei hatte er jedoch nicht vergessen, in einem Brief nach Mengen sein Kommen zur Bonndorfer Grundsteinlegung zu avisieren. Mit so einem weiteren Eisen im Feuer, mit so einem zweiten Bein ging es doch wesentlich leichter zu einem Angebotstermin. Er genoß es richtig, wie ihm die Aussicht auf einen Auftrag in St. Blasien den Rücken steifte. Selbstbewußt würde er seine Entwürfe vorlegen, seine Ansichten vortragen. Und sollte man höhererorts nicht einverstanden sein, dann war er ja nicht darauf angewiesen!

Der Empfang im Schloß war aber viel freundlicher, als er es sich gedacht hatte. Nicht nur dem Gast, dem Freiherrn von Stauffenberg aus dem nahen Wilflingen, sondern der ganzen truchsessischen Familie wurde er vorgestellt. Sodann einem höheren Beamten der Herrschaft aus Friedberg, aus der „Oberen Grafschaft“. Bedeutete dies, daß er den Hohentengener Landammann mit seiner Tochter vergeblich erwartete? Am Ende der Vorstel-

lungsreihe standen auch zwei braune Kuttenträger, barfuß in Sandalen und, statt eines vornehmeren ledernen Zingulums wie bei den Benediktinern, mit einer groben Kordel gegürtet – Mitglieder eines Bettelordens also. Franz Joseph erkannte sogleich den Pater wieder, der ihn in der Unlinger Kapelle den guten Rat zum Wandern und Anschauen gegeben hatte. Dementsprechend herzlich und mitteilend war die Begrüßung mit Pater Leutfried. Sein Begleiter wurde ihm als Pater Guardian von Ehingen vorgestellt, also der Vorsteher des dortigen Klosters. In ihrer Mitte hatten sie jedoch auch eine Klosterfrau; Spiegler hatte sie wegen ihrer zurückgezogenen Position zuerst nicht sehen können. Dies sei die Mutter Cäcilia Bonenberger von Unterrieden, erfuhr Franz Joseph, die dem Franziskanerinnenkonvent von Unlingen vorstehe.

Nachdem man sich einige Zeit im Saale herumgehend unterhalten hatte, wurde Franz Joseph zusammen mit den Genannten in ein Nebengemach gebeten. Dort durfte er seine Entwürfe auf einem schweren Eichentisch ausbreiten. Sie schienen das augenfällige Wohlwollen der Anwesenden zu erringen: Der Truchseß erwies sich nicht nur als geistreicher, verbindlicher Gastgeber, sondern auch als ein bestens informierter Kunstkenner und lobte besonders die gefällige S-förmige Anordnung der Personen im Bildaufbau. Er sprach in so treffendgewählter Weise, daß Franz Joseph schon schüchtern werden wollte. Doch er besann sich auf die Lektion seines Lehrherrn Amigoni, Ehre, wem Ehre gebührt, und parierte das Kompliment mit einer leichten Verbeugung dem Sprecher gegenüber. Zu gern hätte er gewußt, ob die Worte über den neuen, bewegten und leichteren Stil so völlig der guten Bildung des Truchsessens zuzuschreiben waren oder ob es nicht einen vorherigen Meinungsaustausch mit Ottobeuren gegeben hatte. Etwa über die der truchsessischen Verwandtschaft aus der Linie Zeil-Wolfegg, aus der der wohlmeinende Regent nun Einzelheiten zu nennen wußte. – Es entsprach nun allein schon den Regeln der Etikette, daß der Herr von Stauffenberg als Gast sich entsprechend dem Votum des Hausherrn anerkennend über die Entwürfe äußerte. Dabei bezog er sich vor allem auf die Farbwahl, die, wie er meinte, sich auf das Angenehmste im ganzen Kapellenraum auswirken würde. Dabei konnte man meinen,

er beziehe sich eigens auf die warmtonigen Holztarschreine – ohne daß jedoch dieser Baustoff im besonderen genannt wurde.

Nach den Adeligen wurde einem der anwesenden Franziskanermönche das Wort erteilt, dem Pater Guardian aus Ehingen. Dieser, mit seinem von der Tonsur noch unterstrichen, breit und leutselig wirkenden Gesicht, kam unter anderem darauf zu sprechen, daß der Maler das Werk der Erlösung im Christus zwischen Kreuz und Weltkugel recht wirkungsvoll in den Mittelpunkt zu rücken wisse. Das erscheine sowohl im Hinblick auf die Konventua-



Hochaltargemälde Zwiefalten (Ratschluß der Erlösung Mariens), 1753.

linnen als auch auf das sicher recht zahlreich herbeiströmende Pilgervolk als seelsorgerlich recht günstig.

Franz Joseph nahm zur Kenntnis, daß die doch eigentlich am meisten Betroffene, nämlich die Mutter Oberin des Konvents, als Frau hier offensichtlich nicht zu sprechen hatte – oder vielleicht auch nichts zu sagen wünschte.

Es entsprach dem günstigen Verlauf der Unterredung, daß der Auftrag endgültig erteilt und der Maler aufgefordert wurde, noch länger bei Hofe zu bleiben. Zunächst wisse man ihn bei seiner Schwester in guten Händen, und des weiteren wünsche man seine Gesellschaft bei einer kleinen Soiree. Auf diesen Abend würden noch einige weitere Gäste erwartet.

Ob dazu auch der Hohentengener Landammann mit seiner reiselustigen Tochter zu zählen war? Das war natürlich die erste Frage, die Franz Joseph seiner Schwester Regina stellte, als er sie endlich unter vier Augen fragen konnte.

Da hatte er sich freilich noch ein wenig zu gedulden, denn zuvor mußte er sich einige „wichtige Belehrungen über das Protokoll bei Hofe anlässlich derartiger Abende“ gefallen lassen. Und die Frage, ob er tatsächlich nichts Besseres anzuziehen bei sich führe: „Nein, wo Du inzwischen doch beim kurfürstlich-bayerischen Hofe eingeführt worden bist, weißt Du immer noch nicht, was sich in der Hinsicht gehört? Ach, ich möchte ja nicht wissen, wie Du da aus der Etikette gefallen bist. Wenn Du nicht immer jemanden hast, der in diesen Dingen auf Dich aufpaßt!“

Franz Joseph wollte seine Schwester beruhigen mit dem Hinweis auf den weltgewandten Maler Amigoni, der ihm ja auch in diesen Fragen zur Seite gestanden habe. Außerdem wolle er sich mit ihr unterhalten, solange sie ruhig sitze und er sie skizziere. Doch Regina schien es bereits nicht mehr zu hören. Sie zog ihn vor ihren Spiegel und fing an, an seinem Wams herumzuziehen und zu zupfen. Zum Protestieren war es schon wieder zu spät, denn das Schwesterherz hatte bereits wer weiß woher Nadel und Faden zur Hand, und aus früherer Erfahrung wußte er, daß in solchen Situationen am allerwenigsten mit ihr zu spaßen war: Wenn ihr so spitze und scharfkantige Sachen wie Nadel und Schere zu Gebote standen, dann saß sie nun einmal am längeren Hebel. Also ließ er auch diese Prozedur ungeduldig über sich ergehen – um endlich zu erfahren, daß der Landammann erwartet würde.

Sie könne aber, versetzte sie der schnell aufkeimenden Freude ihres Bruders einen Dämpfer, keineswegs auch für das Erscheinen von dessen Tochter garantieren – an welcher Unsicherheit er selbst ja nicht den geringsten Anteil trage! Er könne ja keine richtigen Briefe schreiben.

So, da hatte er es wieder einmal deutlich gesagt bekommen, aber Regina rechtfertigte sich: „Wenn sonst niemand es tut, dann muß ja wohl wenigstens ich Dir die Meinung sagen!“ Diesmal allerdings sollte das Fräulein vom Hof ein ihr durchaus neues Wesen an ihrem Bruder kennenlernen. Scheinbar recht unbeteiligt fragte er: „Wie darf man übrigens den Umstand verstehen, daß ich zur Abendgesellschaft gebeten werde. Ist daraus zu schließen, daß man am truchsessischen Hofe herumziehende Handwerker nötig hat, um Neues aus der großen Welt da draußen zu erfahren?“



*Anna und Joachim, Dürmentingen, ca. 1727.*

Über so viel selbstbewußten Spott des „jungen“ Herrn Bruders war die Schwester verdutzt. Ganz überrascht hielt sie inne und schaute ihn an, von oben bis unten, obwohl sie sich doch gerade vorher mit seinem Äußeren beschäftigt hatte. Endlich gab sie sich geschlagen – und ihre kleine Verstellung auf: „Ja, freilich, Du Glückspilz, erfreust Dich gleichmäßiger Wertschätzung beim Truchseß wie bei seinen Gästen, zu denen heut auch die hübsche Maria-Rosa zu zählen ist. Und wenn man höherenorts etwas gegen Dein Interesse hätte, wäret ihr wohl schwerlich zum gleichen Abend hierher eingeladen worden. Es müßte Dir auch aufgefallen sein, selbst beim derzeit starken Auftragseingang, daß aus unserer Gegend öfters Arbeiten für Dich anfallen. Was meinst Du wohl, was für einen Grund das hat?“ Leider kam Franz Joseph nicht mehr in den Genuß der Antwort, denn seine Schwester wurde als Kammerzofe gerufen.

Während er sich vor nähmlichem Spiegel rasierte, überlegte er ständig, ob er sich nicht bereits geschnitten habe – nämlich in seiner persönlichen Antwort darauf, warum man ihn nun wirklich nach Dürmentingen gerufen habe. Bei der Rasur jedoch lief alles glatt, und so hoffte er auf ein gutes Vorzeichen für den Abend. Bemerkenswert schien ihm noch, daß Regina ganz offenbar von seinem Kontakt mit dem Kloster St. Blasien erfahren hatte: Dieses Dürmentingen war eben ein kleiner Ort, wo man sich nur zu gut kannte, und wo die Wände Ohren zu haben schienen. Er würde das in Zukunft zu berücksichtigen haben – und zwar gerade im Hinblick auf seine Maria-Rosa! – Aber war sie denn überhaupt „seine“?

Vor lauter innerer Unruhe hielt er es nach Abschluß seiner Toilette im Schlosse nicht mehr aus, und er entschied sich, ein wenig der Kanzach entlang zu promenieren. Als er vom Schloß aufwärts auf den Kirchhügel stieß, luden ihn die offenstehenden Türen des Gotteshauses zu einem Besuch. Drinnen war es ganz ruhig, dämmrig und die kühle Luft roch noch leicht nach Weihrauch. Spiegler

setzte sich in eine Bank und bemerkte gewohnheitsgemäß, daß der Chorraum neben dem schönen, aber bescheidenen Altar durchaus eine weitere Gestaltung vertragen könne. Unwillkürlich kam er mit dem im Tabernakel anwesenden, eucharistischen Herrn darüber ins Gespräch. Mit welch verschiedenartigen Wünschen und Gebresten die Menschen vor ihm träten, hörte Franz Joseph da – aber auch einen Hinweis, welch beherzigenswerte Vorbilder die Menschen doch um sich herum hätten, sowohl früher wie in der Gegenwart. Trost zusprechende, ermutigende Vorbilder?

Der Maler verfiel dem Gedanken, was für ein Bild er da zu malen hätte: Ganz einfach weiterdenkend an seinem Altarblatt in Groggental – die 14 Nothelfer! Ja, das war es, was dem Herrgott in seinem liebevoll geschnitzten Holztaltar würdig zur Seite gestellt werden konnte. Und wie er sich das Bild so im Geiste aus und an die Wand malte, kam er auch zum heiligen Nikolaus, dem Helfer in vielen besonderen Lebenslagen, dem Patron der Seeleute – und der Verliebten. Drei heiratswilligen, aber armen Jungfrauen hatte er einst drei goldene Kugeln durchs Fenster geworfen, und ihnen so zu ihrem Glück verholten; Franz Joseph wünschte sich lediglich, daß der sympathische Bischof von Myra für ihn nur einen Stein einwerfe: Auf daß er bei Maria-Rosa einen Stein im Brett habe!

Freilich muß sich der Mensch, gerade als Verliebter, sehr in acht nehmen, daß er nicht kopflos wird. Daran erinnert der neben Nikolaus stehend abzubildende Heilige, der den Kopf in der Hand trägt. Dionysius, Mitglied des Areopags von Athen und von Paulus bekehrt, hat der Legende nach als Bischof von Paris in Montmartre das Martyrium durch Enthauptung erlitten und soll wunderbarerweise ohne Kopf noch kurze Zeit gelebt haben, eben um ihn noch bis St. Denis zu tragen.

Ach, wie schon so oft ging Franz Joseph auch heute wieder mit zwiespältigen Gefühlen vom Haus des Herrn weg. Einerseits, das mußte er sich zugeben, war er noch kein einziges Mal unverändert und ungetröstet aus der Kirche in die Welt hinausgegangen. Eine Entspannung, ein neuer, guter Gedanke für den Alltag stellte sich da noch jedesmal ein. Und er war froh und von Herzen dankbar darüber. Andererseits konnte er sich trotz oder eher neben dieser fundamentalen Glaubenssicherheit einer Zweifelhaltung öfters nicht erwehren, die mit einer tiefsitzenden Niedergeschlagenheit einherging. Das war freilich nicht eine klar und rational zugängliche Sache, so wie ein „cogito, ergo sum“ als Grundlage eines philosophischen Gedankengebäudes über die letzten Fragen des Menschen. Derartigem hätte man ja in Gesprächen mit den entsprechend gebildeten Leuten leicht auf den Leib rücken können. Nein, das saß tiefer, das war wie eine leise, aber unüberhörbare, nur selten überhörbare Moll-Stimmung; wie ein nicht zum Musikstück gehörender Kontrabaß-Ton. Ja, so war es; es störte. Doch wußte er durchaus nicht, wie es abzustellen war. Oder ob es vielleicht doch zu dem Stück gehörte, das da unter seiner unwillkürlichen Mithilfe auf der Lebensbühne gespielt wurde?

Spiegler hatte nicht so recht beachtet, wo er unter seinen Gedanken hingegangen war. Als er sich dessen bewußt wurde – weil er nämlich vor einem verschlossenen Tor stand, am Ende eines Fußweges – war er draußen am Friedhof angekommen.



Sollte er, angesichts seiner Gefühlslage, die doch so gar nicht zum bevorstehenden Abend passen wollte, das schmiedeiserne Türchen öffnen und hineingehen? – Gerade jetzt, bei der ihn wieder einmal einzuholen drohenden Schwermut? Nein! – Ja aber, konnte man denn den Fragen nach dem Tod, nach des Lebens sicherer Endlichkeit davonlaufen? Sicher, viele Menschen taten dies wohl, indem sie sich in die Arbeit stürzten und danach in allfällige mehr oder weniger fromme oder derbe Bräuche und Ablenkungen. Doch war es nicht so, daß einem dann in allen möglichen Verkleidungen die alte Frage nachfolgte – sei es im ewigen „Stirb und werde“ des bauerlichen Lebens oder hinter jedweder Larve eines noch so rauschenden Festes?

Spiegler drückte die Klinke zum Friedhof nieder, das Törchen drehte sich singend in den Angeln, und der Besucher sah den Grabsteinen mit ihren „Adieu Welt!“-Botschaften fest entgegen: Da lagen sie, die vorher, wie er jetzt, gearbeitet, gehofft, geliebt und gelitten hatten – und was von ihnen übrig geblieben, das konnte man mit dem spanischen Franziskaner Guevara den „Madensack“ nennen.

Aber das war eben nicht alles. Die Kreuze und Tafeln sprachen noch eine andere Sprache: Vom Weiterleben im Andenken war da die Rede – memento mori – von der Liebe der Angehörigen und dem Weiterleben in Kindern und im Lebenswerk – letzteres übrigens bei einem Bildschnitzer; – vor allem aber vom Vertrauen auf eine Auferstehung und ein ewiges Wiedersehen. „Expecto resurrectionem mortuorum, et vitam aeternam“ – ich erwarte die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.

Und augenblicklich war es Franz Joseph so, als habe ihn jetzt und hier die am Altar in der Kirche noch ausstehende Antwort erreicht. „...resurrectionem mortuorum, et vitam aeternam Amen“ klang es wie von einem Kirchenchor in seinem Inneren, und es klang freudig und nach Gewißheit. Seine Schritte beschleunigten sich, ohne daß er es beachtete. Schnell war er wieder an der leise singenden Friedhofstür. Er schloß sie mit Nachdruck hinter sich und ging begeistertem Schrittes in die Frühlingslandschaft hinaus. Ein einladender kleiner Weg führte ihn zur Kanzach hinab und ostwärts wieder hinauf. Oben angekommen, genoß er den Rundblick über die wohlbebaute Flur. Die hellgrünen Flurstreifen der Wintersaat standen im denkbar schönsten Farbkontrast zu den hellbraunen Äckern der Sommerfrucht, während der Horizont zu allen Seiten von Wäldern eingefasst war.

Vor ihm zog sich ein liebliches Seitental zwischen den charakteristischen Kuppen durch das Land; er konnte der Versuchung des malerischen Bildes nicht widerstehen und folgte dem Pfad hinab zu einer Mühle. Das ruhig und gleichmäßig gehende Rad und das friedlich gluckernde Wasser vom Oberkanal illustrierten ihm das Wort vom „vitam aeternam“. Spiegler folgte dem Mühlbach aufwärts bis zum Wehr, wo er von der Miesach abgeleitet wurde, und fand sich zwischen Obstbäumen und Stadeln in einem heimeligen Bauerndorf. In Betzenweiler sei er hier, sagte ihm freundlich eine Altbäuerin, die im Garten vor dem stattlichen Gehört ein Beet Mangold säte. Der Maler hätte sich wohl leicht auf ein längeres Gespräch mit der Bauersfrau eingelassen, die so schöne Sprüche übers Wetter und die rechte Zeit zum Pflanzen und Aussäen anzubringen wußte – wenn nicht die nahe

Kirchturmuhr geschlagen und Franz Joseph an die Zeit, seine Zeit, erinnert hätte. Sechs Uhr hatte es geschlagen, es war Stallzeit und deshalb so ruhig und ausgestorben im Ort. Um welche Zeit sollte er wieder zurück sein im Schloß? Er wußte es nicht, er hatte vergessen zu fragen. Da war es wohl das beste, wenn er schleunigst kehrt machte und auf dem nächsten Weg nach Dürmentingen zurückeilte! Er ließ sich noch den kürzesten Weg über die Quelllöcher und den Seelenwald erklären und dann legte er seine beste Gangart ein.

Die Dürmentinger Kirchturmuhr zeigte dreiviertel sieben, als er zum Schloß zurückkam. Dort hatte man ihn bereits vermißt. Es waren eine Reihe von Kutschen vorgefahren, und im Treppenhaus hatte sich die Gesellschaft versammelt. „Nun, wenn jetzt unser Weltreisender ebenfalls eingetroffen ist, wollen wir nicht mehr länger hier herumstehen, sondern uns in den Saal begeben!“ rief der Truckseß gut gelaunt und nur mäßig spöttisch in die Runde. Er reichte seinen Arm der Freiin von Stauffenberg und so, wie ein Vorhang sich beidseitig schließt, zogen Damen und Herren in einem kleinen Festzug in den Saal hinein.

Bis Franz Joseph den Vorgang so richtig begriffen hatte, war es zu spät, um sich überhaupt nach der entsprechenden Dame umzusehen. Nun traf die Reihe bei ihm auf seine Schwester Regina. Das konnte kaum ein Zufall sein: Demnach mußte es wohl einzurichten sein, mit wem man zusammenkam, – sofern man den Ablauf der Dinge durchschaute. „Verschlafen und verträumt, deine Maria-Rosal!“ tuschelte sie ihm ins Ohr, und ihre hochgezogenen Augenbrauen verrieten dem Bruder, was sie von seiner jüngsten Leistung halte.

Also, daß er soeben ein wichtiges inneres Erlebnis gehabt habe, konnte er ihr schwerlich und jetzt schon gar nicht zurückflüstern – so blieb er eben in der Rolle des leicht Weltfremden und Ungeschickten. Und fragt ganz treuherzig und vertrauensvoll, ob er nun heute abend noch einmal eine „Gelegenheit“ habe? „Ja, eine letzte, wenn es zum Tanz geht. Dann bist Du aber fällig!“ gab sie ihm kurz zurück.

Aber wo war sie denn überhaupt, diese, vielleicht seine Maria-Rosa?

Man war inzwischen in verschiedenen Abteilungen zwischen den in drei Reihen aufgestellten Tischen angekommen, und soeben plazierte der Herr des Hauses seine Dame. Darauf setzten sich die weiteren adeligen Herrschaften. In der kurzen Zeit, bis er sich ebenfalls hinsetzen mußte, um nicht als einziger herumstehend aufzufallen, konnte er seinen Schwarm nicht eindeutig erkennen. Unter den mit dem Gesicht zu ihm Sitzenden war sie nicht; auch nicht neben ihrem Vater, dem Landammann, den er gerade noch erkannt hatte. Von den Rückenpartien aber konnten es mehrere sein, denn nach Luca Giordano war dieses Mal keine einzige. Das mochte wohl an den noch jahreszeitlich bedingt niedrigeren Temperaturen im Schloß im Vergleich zum letztenmal liegen. So hatte er also heute abend noch weniger von Maria-Rosa zu gewärtigen als das letztmal, und außerdem hatte er diesen Umstand sich völlig alleine zuzuschreiben! Ob es da einen Zusammenhang gab nach der Art: Glück in der Kunst – kein Glück in der Liebe, oder umgekehrt? Wenn er an seinen allseits beliebten und geschätzten Kollegen Jakob Carl Stauder dachte, dann schien ihm jener Zusammenhang jedoch nicht

zwingend. Spiegler konnte ja nicht ahnen, daß zu dieser Zeit der Stern des Konstanzer Hofmalers langsam, aber unaufhaltsam zu sinken begann! Regina riß ihn aus seinen Gedanken: „Mein Herr Tischgenosse ist heute abend besonders gesprächig. Sollte es etwa daran liegen, daß wir uns noch nicht vorgestellt worden wären?“

Vorsicht – wenn Regina so gewählt im Konjunktiv sprach, dann mußte er aufpassen. Natürlich, sie hatte ja auch allen Grund, auf ihn ärgerlich zu sein. Erst verpatzte er das schön eingefädelte Zusammentreffen mit Rosa, und dann ließ er es Regina gegenüber auch noch an der üblichen Höflichkeit fehlen, auf die bei einem derartigen Anlaß doch peinlich zu achten war. Schließlich mußte er damit rechnen, daß man sie von rundherum im Saale beobachtete!

Er fand es aber doch schwierig, jetzt am großen Tisch unter einer größeren Zahl ihm unbekannter möglicher Zuhörer mit seiner Schwester unverfänglich sprechen zu sollen, während er ihr ja in Wirklichkeit eine ganze Reihe von Dingen zu sagen hatte. Allerdings brauchte er sich nicht mehr lange auf irgendein höfliches Konversationsthema zu besinnen, denn ein Glockenzeichen vom vorderen Tisch her unterbrach die Tafelgespräche.

Der Truchseß war aufgestanden und sprach zu seinen Gästen. Außer den üblichen Förmlichkeiten und offiziellen Titeln sagte er auch etwas vom Zusammenwirken zugunsten der Frömmigkeit und von Unterstützung für die rühmlichen Vorhaben der Franziskaner, was Franz Joseph jedoch nicht genau mitbekam. Er hatte sich nämlich wieder von der Betrachtung verschiedener Rückenakte ablenken lassen. Anschließend war ihm sofort klar, daß seine Abgelenktheit ungeschickt und möglicherweise nachteilhaft für ihn sein konnte, und daß er das geschickte Verhalten bei Hofe tatsächlich noch besser beherrschen mußte. Für den Augenblick hatte er ja nun etwas, was er bei Regina nachfragen konnte. Dazu kam es aber nicht, weil er im Anschluß an die Ansprache des Hausherrn mit seinem Nebensitzer am Tisch ins Gespräch kam, der ihn bereits vom Hörensagen kannte: Ein Mitbürger Joseph Ignaz Wegscheiders und seinerseits bekannt als erster Herausgeber einer Wochenzeitung: Valentin Ulrich, Gründer der seit 1714 erscheinenden Ordinari Riedlinger Freytags-Zeitung! Seit drei Jahren, als ihm das alte lateinische Schulhaus überlassen wurde, erfreue er sich auch der nachbarschaftlichen Vertrautheit mit Spieglers Berufsgenossen Wegscheider, dem er freilich schon vorher in der Wirtschaft, beim Wein, näher gekommen sei – schmunzelte der Buchdrucker. Und da habe man auch schon vom Aufstieg des Malers Spiegler gesprochen. Franz Joseph wollte abwinken, aber der Zeitungsmann beharrte auf seiner Meinung: Wer wie er sein Publikum allwöchentlich gut und unterhaltsam informieren wolle, der bekomme mit der Zeit ein Gespür für derlei Vorgänge, und da täusche er sich nur selten.

Sie unterhielten sich während des ganzen Essens, und bei dem Beruf des Nebensitzers war an Themen fürwahr kein Mangel. Für Ulrich wiederum gehörte der Maler im Vergleich zu den meisten Menschen um ihn herum zu den Weitgereisten, den es sich lohnte, nach verschiedenen Dingen zu fragen. Zumal derzeit in Bau- und Kunstsachen, dem Metier des Malers, ja allerhand geboten war im

Land. Jetzt, wo die Bauwelle gar bis an die bewaldeten Höhen des Schwarzwaldes brandete... Als der Truchseß die Tafel aufhob, richtete er folgende Worte an die Gäste: „Eine eigene Musikkapelle wie an großen Höfen führen wir hier nicht. Doch wollen wir deshalb auf die Gesellschaft von Frau Musica nicht verzichten. Einige an unserem Hofe wissen ihr Instrument gar prächtig zu spielen, und wir lassen uns überraschen, welchen Beitrag unsere Gäste übernehmen werden. Die anderen aber dürfen wir zur Teilnahme am Menuette bitten!“

Zwei Diener trugen eine Lade mit einer Reihe von Blasinstrumenten herein, ein weißbezippter Höfling setzte sich ans Spinnet, und alsbald wurden die Töne mit den zwei oder drei besetzten Saiteninstrumenten abgestimmt.

Franz Joseph, der des höfischen Tanzes nicht kundig war, fürchtete das Schlimmste für seine Tanzkünste und schaute sich deshalb nach einem Flöteninstrument um, das er soweit zu beherrschen hoffte, um hier nicht aus dem Takt zu fallen. Da riß ihn aber ein heftiger Fußtritt Reginas aus derlei Überlegungen. Mit den Augen deutete sie in die Richtung, wo er die ihn am meisten interessierende Rückenansicht am wenigsten erwartet hätte. Also doch neben ihrem Vater sitzend! Da war allerdings die höfische Rangfolge abzuwarten, und als dann die Reihe an ihm war, war Maria-Rosa bereits vergeben. Franz Joseph wollte sich, halb enttäuscht und halb erleichtert wieder an seinen Tisch zurückziehen, da hielt ihn der Landammann Wehe am Rock fest: „Da ist ja der seltene Gast, halt, hiergeblieben – so hoffen wir doch, daß wir uns seiner Gesellschaft erfreuen können!“ Wohl oder übel hatte sich Spiegler auf den freien Platz von dessen Tochter zu setzen.

Über des Malers letzte Aufträge, vor allem aber über seine Erlebnisse und Eindrücke unterwegs kamen die beiden schnell in eine gute Unterhaltung, die zumindest für Spieglers Empfinden zu früh vom Ende des Tanzes unterbrochen wurde. Jetzt wurde die Lage ernst: Maria-Rosa würde gleich von ihrem Tischherrn zurückgeleitet werden, und er saß auf ihrem Platz. Der Landammann schien sich dieses Problems keineswegs bewußt zu sein und sprach ruhig weiter über den truchsessischen Straßenbau in seinem Bezirk. Franz Joseph hatte nämlich, zum großen Interesse Wehes, über seine Beobachtungen an Straßen und Fluren in Bayern anläßlich seiner Münchenfahrt berichtet.

Während bereits verschiedene Paare an ihm vorbeidefiliierten, hielt es Franz Joseph auf seinem Stuhl nicht mehr aus. Er stand auf – gerade noch rechtzeitig, um der Tochter des Landammanns seine Reverenz erweisen zu können. Ob es nun die Erhitzung beim Tanze war, oder ob in ihrem Inneren vielleicht ein wenig Ähnliches vorgehen mochte wie in Franz Joseph – solches erhoffte er sich zwar insgeheim, aber mit Vernunft betrachtet hielt er es leider für das weniger Wahrscheinliche – auf alle Fälle erschien sie ihm heute noch viel frischer und strahlender als er sie ohnehin in Erinnerung hatte.

„A saubas Dirndl, dös, a gonz a saubas“, schoß es ihm geradewegs im Originalton seines einstigen Mitschülers Josef Anton Merz aus der Münchner Zeit durch den Kopf. Ja, das würde jener jetzt zweifellos gesagt haben, wenn er dabei wäre – aber wie kam er denn jetzt nur auf den? Jetzt, wo er

doch seine Sinne zusammennehmen mußte, um die wer weiß wie entscheidende Situation zu meistern. Um diese nun in den Griff zu bekommen, wollte ihm freilich auch gar nichts Rechtes einfallen – nur so verrückte Ideen wie: die Maria-Rosa einfach an der Hand nehmen und mit ihr aus diesem verwünschten Schloß herausspringen.

Soeben verrannen die letzten freien Sekunden, die sich daraus ergeben hatten, daß der inzwischen ebenfalls aufgestandene Wehe Franz Joseph Spiegler dem noch dastehenden Tanzherrn, seiner Tochter und danach umgekehrt vorstellte. Franz Joseph zog die Sache, wie er vermeinte, noch dadurch in die Länge, daß er die Verbeugungen intensiver als unbedingt nötig ausführte. Auch hoffte er, daß ihm dabei das Blut feste in den Kopf schießen und ihn vielleicht so auf einen rettenden Gedanken bringen möge.

Selbstbewußtsein, ein Künstler ist einmalig, nie von anderen zu ersetzen, stolzes Auftreten, Initiative in der Hand halten..., so hörte er in sich die Stimme seines Förderers Jacobo Amigoni. Das war sicher richtig und mochte auch auf die augenblickliche Lage passen – allein jetzt hatte er unter seinen inneren Zwiegesprächen den genauen Titel des vorgestellten Herrn von Soundso überhört!

In letzter Not und ohne die Qualität noch genau abwägen zu können, stürzte er sich in die Aktion: „Man erlaube mir untertänigst die Bitte, um die Hand des Fräulein Wehe für den nächsten Tanz im voraus bitten zu dürfen.“

Den nicht so ganz einfachen Satz hatte er zu seiner eigenen Überraschung durchaus ohne zu stocken und wohl auch laut und deutlich hervorgebracht – allein er konnte sich nicht ganz klar darüber werden, wen er dazuhin anzuschauen habe!

So vermied er es, sich auf einen einzigen Adressaten festzulegen und blickte statt dessen einfach zwischen Vater, Kavalier und Tochter in der Runde umher.

Letztere war nun ganz offensichtlich wirklich errötet und senkte auf seinen Blick hin den ihren. Der Kavalier, übrigens ein recht vornehm wirkender, sorgsam gekleideter Herr im besten Alter, mochte wohl die Notwendigkeit einer weiterführenden Antwort am schnellsten erfaßt haben und antwortete geschickt: „Dieweilen mir der Herr Vater und die werthe Tochter ebenso wie deren Wertschätzung für ihn schon länger bekannt sind, so erlaube ich mir auch in ihrem Namen ihm die Bitte zu gestatten. Es wäre allerdings ein großes Entgegenkommen seinerseits, wenn er sich entschließen könnte, die verbleibende Zeit bis zum nächsten Tanze und hier seine Gesellschaft leisten zu wollen. Ist er uns doch in letzter Zeit schon verschiedentlich als ein begabter, und ganz im Geschmack der Zeit arbeitender Künstler benannt worden.“

Unter den letzten Worten wandte sich der elegante Herr in zierlicher Drehung an den Nachbar Tisch und entlich sich, mit einer kaum ablehnbaren, scheinbaren Unterwürfigkeit von dessen „Besatzung“ einen Stuhl, wonach er bereits in der Rückdrehung mit seiner freien Hand Spiegler auf das vor ihm stehende, freie Sitzmöbel hinwies.

Nun war die Reihe, so vermutete wenigstens er selbst, an Franz Joseph, um zu erröten, doch behielt er immerhin noch so weit einen kühlen Kopf, daß er sich erst setzte, nachdem die anderen, ranghöheren Herrschaften es ihm vorgemacht hatten.

Der Herr mit dem überhörten Namen gab sich außerordentlich verbindlich. Er erkundigte sich bei Spiegler nach den Vorzügen und Einzelheiten der verschiedenen Freskotechniken. Dabei erwies sich sein Interesse als so fundiert, daß Franz Joseph gleich im dritten und vierten Satz die Besonderheiten von Jakob Carl Stauders „al secco“-Technik erläutern konnte. Es zeigte sich, daß der Kavalier im Gegensatz zu Spiegler neben dem jüngst vollendeten Weissenau auch das 1722 fertiggestellte Benediktinerinnenkloster Münsterlingen am Schweizer Seeufer zwischen Konstanz und Romanshorn gesehen hatte. Franz Joseph kam es entgegen, daß er dem „schwäbischen Apelles“ im Otobeurer Kaisersaal über die Schultern geschaut hatte, so daß seine Erklärungen jedem noch so gut gebildeten Adeligen standhalten konnten. Dagegen war der vornehme Gesprächspartner über Personalia besser im Bilde: Von ihm erfuhr Franz Joseph, daß Stauder gegen Ende des Jahres 1724 über die Anfertigung einiger Ölportraits zum Titel eines Fürstbischöflich-Konstanzischen Hofmalers gekommen sei. Aus einem kurzen, die ihm bekannten Bildnisse lobenden Einwurf von Vater Wehe konnte Spiegler auch entnehmen, wie sein Gesprächspartner zu dieser genauen Kenntnis kam: Er hatte den Hofmeister der Schenken von Stauffenberg zu Wilflingen vor sich, und der Herr Fürstbischof von Konstanz Johann Franz hatte dort seine Heimat.

Während seiner Ausführungen über die Arbeitsweise beim Fresko und vor allem darüber, wie überhaupt ein Freskant in so kurzer Weise ein derartiges Stück Wand ein für allemal bemalen könne, nahm Franz Joseph mehrfach seine Hände zur Erläuterung zu Hilfe. Dabei bemerkte er zufällig, wie die Augen der neben ihm sitzenden Maria-Rosa



Elisabeth, Kirche Unlingen, ca. 1726. 3 Fotos: Kolb



genau den Handbewegungen folgten, und zwar, wie Franz Joseph von der Seite her zu sehen meinte, in liebevoller Weise.

Das war nun freilich etwas anderes als der gesenkte Blick, wenn er sie direkt ansah. Mußte solch ausweichendes Verhalten als wohlherzogene Zurückhaltung verstanden werden, so konnte der Blick auf die Hände nur ihm persönlich gelten!

Von seiner Schwester Regina kannte er die Meinung, daß die Hände über einen Menschen mindestens so viel aussagten wie sein Gesicht. Franz Joseph schloß auf eine öfter vorkommende Einstellung beim weiblichen Geschlecht und beschloß, diesen vermuteten Zusammenhang zu nutzen:

Munter ließ er seine Hände sprechen, indem er gestisch-beredt von Tiefenwirkung und Perspektive in seiner Erklärung „handelte“. Gleichzeitig konnte er öfters einen schnellen Blick auf Rosa werfen, um die Augen ohne niedergeschlagene Lider zu sehen. Sie waren dunkel, von einem warmen Braun, und erinnerten ihn spontan an italienische Madonnenbilder. Allein – es gefiel Franz Joseph mindestens ebensogut, wenn sich ihre Blicke dann trafen und sie die Lider niederschlug: Lange, dunkle Wimpern gaben diesem Anblick einen starken Gefühlsausdruck, zumindest bei Franz Joseph. Er stellte sich dabei unwillkürlich vor, wie diese bezaubernden Augen sich liebevoll hinab auf ein Kind an ihrer Brust richten würden.

Freilich, ob ihm das nun auch wegen eines irgendwann gesehenen Madonnenbildes in den Sinn kam, oder ob hier eher seine geheimen Wünsche und Phantastereien mit ihm durchgingen, das wußte er sich selbst nicht so genau zu erklären. Aber der Gedanke war schön und wert, festgehalten zu werden, und mehr noch war es der Augen-Blick!

Jenes erregende Spiel von kleinen Beobachtungen und großen Hoffnungen während eines nach außen hin sachlichen Gespräches hätte, wenn es nach Franz Joseph gegangen wäre, noch lange währen können. Doch im Schloß gaben andere den Ton an. Und das ganz wörtlich, in Form eines Tusches von sämtlichen Instrumenten. Anschließend wandte sich der Truchseß an seine Gäste mit der Aufforderung zur Polonaise. Diese habe, meinte der Herr in der oberen und unteren Grafschaft, den Vorteil, daß nun aber auch alle mitmachen könnten. Sogleich erhielt er frohe Zustimmung aus dem Saale, und die Musik setzte ein mit einer Allemande. Damit war nun leider die mutig ausgesprochene Vorbestellung zum Paartanz gegenstandslos geworden. Ob die Polonaise dafür eine Entschädigung bieten würde?

Da die Anzahl der Damen und Herren am Tisch ungleich war, konnte die abwechselnde Reihenfolge in der sich bildenden Menschenkette für den tanzenden Umzug nicht eingehalten werden. Franz Joseph nahm diesen Umstand wahr – und gleich zum Anlaß, Maria-Rosa mit leichter Verbeugung vor sich in die Reihe zu bitten.

Zwar würde sie so, dachte er sich in einem Anflug von Frechheit, seine Hände nur unter allergrößter Verrenkung des Halses und der Augen studieren können. Doch umgekehrt gab diese Anordnung ihm die Möglichkeit, sie an den von ihm schon so lange bewunderten, und bereits gemalten Schultern fassen zu können. Zwar kam er so abermals in den Genuß einer Rückenansicht – aber immerhin handgreiflich und nahe wie nie zuvor!

Auf einen Wink des Truchsessens hin, hatte der Spinettspieler sein Instrument mit einer Bratsche vertauscht: Gleichzeitig öffneten Saaldienere die Türflügel und angeführt vom Truchsessens und der kleinen Musikantengruppe, zog die Menschenkette hinaus ins Treppenhaus. Es ging eine Geschosshöhe hinauf und im Gegenlauf wieder hinunter, was den netten Vorzug hatte, daß sich die verschiedenen Abschnitte der Menschenkette gegenseitig sehen konnten. Franz Joseph entdeckte auch Regina im Gegenzug, und er hob die Augenbrauen wie um sie zu fragen, ob alles recht sei. Regina erwiderte zwar seinen Blick, doch ob er zustimmend sei oder nicht, das konnte der Bruder beim schwachen Kerzenschein des Stiegentraktes nicht entscheiden. Der Maler wandte sein Interesse wieder Maria-Rosa zu, und er fand ihren Gang harmonisch und die Bewegungen ihrer Figur entsprachen solchen aus seinem Skizzenbuch – waren also ideal.

Überhaupt war sie offenbar ziemlich groß, kaum kleiner als er selbst, und auch das gefiel ihm sehr. Seine Meinung betreffend weiblicher Schönheit war schon immer gewesen: Je ausgeprägter sie sei, um so größer sollte ihre Trägerin doch sein, damit die Schönheit auch zur vollen Wirkung komme. Was gut und schön sei, von dem könne es einfach nie zu viel geben, lautete seine bodenständig-landläufige Meinung. Er fühlte sich hierin von einer alten Geschichte aus der Geschichte bestätigt, die ihm in seiner Schulzeit begegnet war:

Als Peisistratos auf seinen Athener Staatsstreich sann, fiel ihm eine ebenso große wie schöne Thesalierin in die Augen. Da beschloß er, diese als leibhaftig erschienene Göttin Athena auszugeben und sie auf einem prächtigen Schild stehend, von starken Männern zur Stadt tragen zu lassen.

Die für Götter wie für Schönheit gleichermaßen empfänglichen Athener öffneten der Prozession weit ihre Tore, und die dort übliche Waffenkontrolle unterblieb. „Athena“ wurde im Triumphzug zu ihrem Tempel, dem Parthenon getragen – die Träger aber brachten anschließend als einzig Bewaffnete die Stadt in ihre Hand.

Welchen Einfluß doch schon damals weibliche Schönheit, gepaart mit Größe, haben konnte! In dieser Beziehung verstand sich Franz Joseph als ein – verspäteter – Athener. So mochte ihm denn der Auf- und Abstieg im truchsessischen Treppenhaus vorkommen wie der klassische Weg zur Akropolis, wobei er aber auch noch Hand anlegen konnte an seine Schöne, seine Göttin!

Angefeuert durch Musik und gesellige Bewegung, stieg die Stimmung nicht nur bei dem Maler, sondern hör- und sichtbar auch ringsumher. Dies schien seinerseits den Hausherrn an der Spitze zu beflügeln. Im unteren Stockwerk angekommen, wurden wieder Türen geöffnet, und das Ganze bewegte sich beschwingt in den samtblauen Abend hinaus. Für einen Zeitraum konnten die ans erleuchtete Schloß gewohnten Augen draußen nichts erkennen, und Franz Joseph fühlte sich, im Takte der Musik und mit seinen Händen Maria-Rosas Schultern folgend, wie ein Traumwandler.

Die Musik war dann allerdings draußen im Freien ohne die Resonanz eines ummauerten Raumes merklich leiser geworden, die Rufe und Jauchzer der Menschenkette dagegen lauter, und so konnte es nicht ausbleiben, daß man auf dem ge-

kiensten Gartenweg zwischen den dunklen Bosketten schließlich aus dem Takte fiel.

Franz Joseph hatte sich hier draußen im Dunkeln die Freiheit genommen, etwas fester als vorher an die vor ihm schwankenden Schultern zu greifen – gerade so, wie wenn er eine sich endlich einmal bietende Gelegenheit für immer festhalten wollte.

Der herrliche Abend im Schloßgarten mit dem Duft der eben am Tage neu erblühten Blumen und Sträucher, die leise Musik vorn aus den schwarz zum nachtblauen Himmel aufragenden Zierbäumen – all das bildete ein passendes Ensemble für seinen hoffnungsfrohen Gemütszustand. Und wenn er nicht irgendwelche Hände auf seinen Schultern, und freilich die seinigen auf Maria-Rosa gespürt hätte – er hätte sich kaum in der Wirklichkeit geglaubt.

Auf einmal gab es voraus ein heftiges Geplätscher, dazu ein vielstimmig anschwellendes Geräusch. Die Musik war nicht mehr zu hören, und die Reihe der Tänzer um ihn herum kam zum Stillstand. Hatte da der Anführer sich einen Spaß erlaubt und die Polonaise in ein Gartenbassin geführt? Franz Joseph wurde schlagartig hellwach in dem entstehenden Durcheinander: wie wenn er schon seinerseits einen Schuß kalten Bassin-Wassers abbekommen hätte. Es schien ihn der leibhaftige Teufel persönlich zu reiten, denn er erlaubte sich, kurzentschlossen Maria-Rosa kräftig auf die rechte Seite zu drehen und gleichzeitig sich kurz zu

ducken, so daß die Hände auf seiner Schulter abglitten und er ohne Anhang mit Maria-Rosa in einen vage sich abzeichnenden Seitenweg abziehen konnte. Nach einigen Schritten drehte er noch einmal, diesmal jedoch sanfter – und stand tête-à-tête zu der Landammannstochter!

„Maria-Rosa“, flüsterte er, „hat Sie mich gern?“ Hastig und kaum hörbar kam die Antwort aus dem Dunkeln: „Ja, aber nicht so schnell. Morgen nach der Kirche können wir einen Spaziergang machen – laßt und jetzt zu den anderen gehen!“ Diese Worte mußten, dem Gehör nach zu urteilen, aus allernächster Nähe seines rechten Ohres gekommen sein; ja, es war Spiegler sogar, als habe er an seinem Bartansatz eine Hautberührung gefühlt. Oder war es ihr Atem gewesen? Ganz eindeutig konnte er den warmen Duft ihrer Haut hier draußen unterscheiden.

Laut losjubeln hätte er können vor Freude über ihre Antwort – wenn er gedurft hätte! – So aber beeilte er sich, ein „Ja, prima, danke!“ zu hauchen und irgendeinen Gegenstand, den eben sein Mund traf, mit spitzen Lippen zu berühren. War es ihre Hand? Hatte er doch tatsächlich in der Aufregung die Hände auf ihren Schultern losgelassen und es daher nicht in der Hand, wo sie war!

Dann aber spürte er sich am Arm genommen und seinerseits herumgedreht, und schon ging es zurück auf dem Seitenweg.

## Georg Bredelin: Ein hochgeschätzter Lehrer, Schulvisitator und Musiker

Von Kurt Klein, Hausach

In einem Schulbericht bestätigt der in den Jahren 1790 bis 1797 in Hausach amtierende Pfarrer Karl Kaiser: „Wie zu Hausach werden in den fürstbergischen Landen wenig Schulen angetroffen werden.“ Auch bezeichnete er den im Städtchen angestellten Schulmann als einen „Meister-Lehrer“ und meinte damit den ob seiner schulischen Fähigkeiten weithin bekannten und geachteten Präzeptor Georg Anton Bredelin.

Dieser tüchtige und für die damalige Zeit doch hochstudierte Bredelin wurde am 18. September 1752 in Biberach an der Riß als Sohn angesehenen Eltern geboren. Sein Vater, Veit Lorenz Bredelin, war daselbst Senator, Kriegskassier und Kaufmann. Es wird berichtet, daß er zunächst bei den Prämonstratensern im Kloster Obermarchtal an der Donau in die Schule ging und sich dem Studium der Philosophie widmete. Nach einem Zerwürfnis mit seinen begüterten Eltern, drehten ihm diese kurzerhand den Geldhahn zu, so daß der begabte Student wohl oder übel die Klosterschule verlassen mußte, in der er auch Zugang zu den schönen Künsten gefunden hatte. Zunächst erhielt er im fürstbergischen Städtchen Hayingen eine Anstellung als Lehrer und führte 1781 das von ihm geschaffene Singspiel „Das Ziel und End des Menschen“ als eine theatrale Betrachtung zur heiligen Fastenzeit auf. Schon hier mußte seine beson-

dere pädagogische Begabung aufgefallen sein, denn 1784 wurde ihm auf die herrschaftliche Vermittlung hin die durch einen Tausch freigewordene Präzeptorenstelle in Hausach im fürstbergischen Kinzigtal zugewiesen.

Zuvor hatte er sich noch in Donaueschingen in einem von den Fürsten zur Hebung des allgemeinen Schulwesens eingerichteten Lehrerseminar durch einen Kurs in die sogenannte „verbesserte Lehrart“ einführen lassen. Neben seinem reichen Wissen und seiner musischen Begabung brachte er aber auch eine drückende Last von Hayingen mit: seine Ehefrau, die er als Witwe seines Vorgängers geheiratet hatte. Durch ihre kränkelnde Natur, aber noch mehr durch ihre „Leichtsinnigkeit und Unhäuslichkeit“, wie der Wolfacher Obervogt Schwab zu berichten wußte, ließ sie den Schuldenberg ihres Mannes stetig auf 800 Gulden ansteigen. Demgegenüber standen der kärgliche Jahreslohn von 83 Gulden und 37 Kreuzern, die Erträge aus einem „Krautgarten“ und sechs Klafter Holz. Zwar wurde Bredelins Gehalt noch um 70 Gulden aus dem fürstlich fürstbergischen Landesschulfond aufge bessert, doch der Hausacher Präzeptor mußte wegen der großen Schülerzahl von weit mehr als 100 Buben und Mädchen – bis 1787 besuchten auch die Kinder von Einbach und Hauserbach die Schule im Städtchen – in der Person seines Stiefsohns noch einen „Provisor“ (Hilfslehrer) anstellen und selbst bezahlen.